

der Arbeit erleichtert hätte – umso mehr, weil der Verfasser selbst bei der biographischen Erfassung vorbildlich war.

Jürgen Schmiesing

JEAN-BAPTISTE AMADIEU: *La Littérature française du XIXe siècle mise à l'Index. Les Procédures*. Paris: Éditions du Cerf 2017. 542 S. ISBN 978-2-204-10644-3. Kart. € 39,00.

JEAN-BAPTISTE AMADIEU: *Le Censeur critique littéraire. Les Jugements de l'Index, du romantisme au naturalisme*. Paris: Hermann 2019. 632 S. ISBN 979-1-0370-0133-7. Kart. € 38,00.

Ähnlich wie die Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs unter Papst Leo XIII. hat auch die *apertura* des Historischen Archivs der Kongregation für die Glaubenslehre (ACDF) 1998 eine Konjunktur in den nationalen Historiographien hervorgebracht. Im Gegensatz zum 19. Jahrhundert dominierte von Anfang an deutlich die italienische Forschung die Beschäftigung mit dem neuen Archivmaterial. Bald gesellte sich aber das deutsche Großprojekt von Hubert Wolf mit seinen vielen Facetten hinzu, und auch englischsprachige Studien begannen zu erscheinen. Mit dem *opus magnum* von Jean-Baptiste Amadiéu zur Zensur der französischen Literatur liegt nun auch in zwei Bänden ein sehr gewichtiger französischer Beitrag vor, der an die Seite der älteren Studie von Jacques Prévotat zur Zensur der *Action française* zu stellen ist (2004), für die Prévotat schon vor der eigentlichen Öffnung aus dem ACDF schöpfen konnte. Beide Werke sind natürlich undenkbar ohne ihre Verortung an der École française de Rome, die den idealen Ausgangspunkt für römische Archivstudien bietet.

Die beiden nun vorliegenden Bände von Amadiéu gehen zurück auf eine *thèse de doctorat*, die bereits Ende November 2007 an der Sorbonne verteidigt wurde. Im ersten Band widmet sich Amadiéu den Verfahrensweisen der römischen Zensur, für die er in einem kurzen Überblick bis ins 16. Jahrhundert zurückgeht, dann aber vor allem die Situation im 19. Jahrhundert beleuchtet. Dabei kommen nicht nur die normativen Dokumente wie *Sollicita ac provida*, sondern auf einer breiten archivischen Basis auch die konkreten Praktiken im Umgang mit den Vorgaben in den Blick. So erfährt man nebenher auch viel Interessantes wie etwa zur Denunziation von Huysmans' *La Cathédrale*, die als Beispiel für die oft schlecht dokumentierte Phase der Denunziation und der Verfahrenseröffnung durch die Indexkongregation dient. Das Werk gewinnt dadurch Grundlagencharakter weit über den französischsprachigen Bereich hinaus. Amadiéu fasst auch die Rezeption der Indexverbote in Frankreich in den Blick und zeichnet nach, wie sich die hergebrachte »gallikanische« Zurückhaltung (*»Index non viget in Gallia«*) allmählich im Rahmen der ultramontanen Mobilisierung verlor und sich auch die französischen Bischöfe und die Gläubigen auf die römischen Bücherverbote einließen. Am Ende des Pontifikates von Leo XIII. kamen dann auch viele französische Leserinnen und Leser in Rom um Dispens vom Bücherverbot ein.

Der im ersten Band geschaffene Rahmen wird im zweiten mit einer systematisierenden Analyse der Zensuren zu den Werken von Lamartine, Hugo, Balzac, Sand, Dumas (Vater und Sohn), Sue, Flaubert, Stendhal, Feydeau, Champfleury und Zola gefüllt. Indem Amadiéu dabei die Zensoren als »Literaturkritiker« in den Blick fasst, leistet er einen wichtigen Beitrag zur Gattungskritik der römischen Zensur. Was in dem popularisierenden Werk von Peter Godman über Weltliteratur auf dem Index (2001) eher essayistisch angedeutet wurde, findet hier nun eine exemplarische und gründliche Analyse, die in eine

ähnliche Richtung weist, wie die Fallstudie von Hubert Wolf, Wolfgang Schopf, Dominik Burkard und Gisbert Lepper zur römischen Zensur Heinrich Heines (1998): Als Richter der Orthodoxie, der Moral, aber auch der Ästhetik, die bemüht waren, verwundbare Leserinnen und Leser zu »schützen«, näherten sich die römischen Zensoren mit einem festen Set von Vor-Urteilen der genannten Literatur: Diese wurde nicht in einer poetischen, sondern in einer rhetorischen Perspektive erfasst, als wollten die Literaten ihre Leser von etwas überzeugen. Die literarischen Werke wurden als moralische oder doktrinäre Traktate missdeutet. Die literarische Fiktion blieb unverstanden; man suchte immer nach einer »Meinung« des Autors. Ein Eigenwert von Literatur außerhalb des Horizonts von Moral und Lehre war nicht im Blick der römischen Zensoren. Diese Haltung, so mag man ergänzen, blieb auch noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts prägend.

*Claus Arnold*

UTE GAUSE: Töchter Sareptas. Diakonissenleben zwischen Selbstverleugnung und Selbstbehauptung. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2019. 296 S. ca. 25 Abb. ISBN 978-3-374-06192-1. Kart. € 22,00.

Mit ihrem Werk »Töchter Sareptas. Diakonissen zwischen Selbstverleugnung und Selbstbehauptung« wirft Ute Gause anlässlich des 150-jährigen Bestehens der Diakonissenanstalt Sarepta 2019 einen etwas anderen Blick auf die Geschichte des Mutterhauses. Die Autorin wählt einen biografischen Zugang und erläutert anhand der Lebensgeschichten dreier Diakonissen die wechselvolle Geschichte des Hauses, die durch Emilie Heuser (1822–1889), Anna Siebel (1874–1975) und Dr. Liese Hofer (1920–2009) auf ganz unterschiedliche Weise erfahren und geprägt wurde.

Emilie Heuser gehört ursprünglich dem Diakonissenhaus Kaiserswerth an und arbeitet nach ihrer Ausbildung zur Apothekerin u. a. in Alexandria und Kairo, bevor sie die Leitung des neugegründeten Mutterhauses Sarepta übernimmt. Auch wenn die »Selbstverleugnung« stets zu ihrem Lebenskonzept gehörte und sie den Dienst zum Mittelpunkt ihres Schwesternlebens erhebt, hält sie diese Haltung nicht davon ab, sich in fachlichen Fragen mit dem jeweiligen Vorsteher Sareptas auseinanderzusetzen. Dabei steht das Wohl der Schwestern für sie im Mittelpunkt ihres Bemühens, auch wenn es ihr durch das stetige Wachstum der Institution immer schwerer fällt, jede Schwester im Blick zu behalten.

Mit dem Blick auf Anna Siebel, deren Arbeitsschwerpunkt in der Gemeindediakonie liegt, wählt Ute Gause ein Herzstück der Diakonissenarbeit neben der Krankenpflege. Die Arbeit in der Gemeinde verlangt von den Diakonissen nicht nur ein hohes Maß an Eigenständigkeit, um den Dienst in der Gemeinde den dort lebenden Menschen anzupassen, sondern fordert von den Schwestern auch eine intensive Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Entwicklung insbesondere in Kriegs- und Krisenzeiten. Hinzu kommt die Veränderung des weiblichen Berufsbilds insbesondere nach Ende des Zweiten Weltkriegs, die sich in der Zusammenarbeit mit den Menschen vor Ort besonders niederschlägt.

Mit Dr. Luise Hofer steht die Auseinandersetzung mit dem Lebens- und Arbeitsideal der Diakonissen im Fokus, das für Emilie Heuser noch nicht zur Disposition stand. Luise Hofer befindet sich beständig auf der Suche nach einer neuen Form des Zusammenlebens der Schwestern. Sie sieht sich unterschiedliche Formen des geistlichen Zusammenlebens von Frauen an. Ihr Ziel ist es, das Lebenskonzept der Diakonie in einer sich ändernden Gesellschaft zu erhalten. Dabei legt sie besonderes Augenmerk auf die Spiritualität. Arbeit und Dienst an den Menschen stehen aber weiter im Mittelpunkt der Tätigkeit der Schwestern.